



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Das Tabaksdöschen : eine Rokokostudie

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Das Tabaksdöschchen

Eine Kokokostudie



Unter den narkotischen Reizmitteln, mit denen im siebzehnten Jahrhundert die moderne Menschheit gesegnet oder, wie andre meinen, verderbt und vergiftet wurde, darf sich der Tabak einer besonders ehrenvollen Geschichte rühmen. Zahllos ist die Schar seiner Anhänger geworden; ihr lauter Lobgesang hat zu allen Zeiten die Stimmen der Gegner gewaltig übertönt. Die mannichfachen Einwirkungen des Zauberkrautes auf das Leben des ihm tributpflichtig gewordenen Abendlandes sind oft Stoff für den Denker geworden und haben von den verschiedensten Seiten her Beleuchtung gefunden. Die „Tabakologie,“ wie man scherzhaft sagte, hat in gleicher Weise die ernste Aufmerksamkeit des Mediziners, des Volkswirtes und des Historikers gefesselt. Auf die Höhe universalhistorischer Würdigung führte gegen die Meige des vorigen Jahrhunderts die Betrachtung der bekante und in seiner Zeit wegen seines Freimuts gefürchtete Göttinger Publizist und Historiker A. L. v. Schlözer, einer der Paten der neueren Geschichtsforschung. „Geschichte des Tabaks“ — schreibt er in seinem Briefwechsel — wäre immer für die Weltgeschichte ein wenigstens ebenso interessantes Süjet als „Geschichte des großen Tamerlans“ oder als „Geschichte des alten assyrischen Kaisertums.“ Diese Anschauung — so hoffte er — werde sich „trotz des Widerstandes der Anno-Domini-Männer“ noch Bahn brechen. Als Schlözer diese Zeilen schrieb, hatte der Tabak bereits eine ruhmvolle Vergangenheit hinter sich, auf ein reichliches Jahrhundert festbegründeter und immer weiter ausgebreiteter Herrschaft schaute er zurück. Sein Vordringen im siebzehnten Jahrhundert hatte noch mannichfache, aber schließlich doch ohnmächtige Hemmnisse zu überwinden; das achtzehnte Jahrhundert huldigte ihm unbedingt und trug stolz seine Zeichen. Mag man darin einen Beweis für die glückliche Beschränktheit oder, wie härtere Urteile lauten, für die Nüchternheit, Platttheit, Gedankenarmut jenes Geschlechtes erblicken: nie sind dem Tabak reichere, zum Teil jetzt noch nicht ganz verwelkte Ruhmeskränze gewunden worden als im Zeitalter der Perücke und des Reifrocks.

In zwei Gestalten hat der Tabak die Herzen des vorigen Jahrhunderts erobert. Nacheinander aufgetreten und nebeneinander in Herrschaft verblieben sind der Knaster und der Rappee. Durch den Nachahmungstrieb gewecktes,

dann unabweisbar gewordenes Bedürfnis und die Macht der Mode haben auf ihre Verbreitung und wechselnde Wertschätzung Einfluß geübt. Die Sitte, durch lange Röhren den Rauch des entzündeten und langsam verglimmenden Krautes einzuziehen, ist die erste Form der Tabakverehrung. Lange Zeit war hierfür der Name „Tabaktrinken“ oder, wie kräftige Gemüter es herzhafter ausdrücken „Tabaksaufen“ in Geltung. Die neue Kunst fand rasch eifrige Lehrer und strebsame Schüler, deren ausdauernder Fleiß die schwierigen Anfangsgründe mutig überwand. „Es ist nichts in der Welt — heißt es im »Satyrischen Pilgram« Grimme'shausens —, das man den andern so gern lernet als das Tabaksaufen.“ Während die neuen Moden meist zuerst in den Kreisen der obern Zehntausend heimisch wurden und dann allmählich zu den breiten Volksschichten durchsickerten, hat sich der Tabak seinen Weg von unten nach oben gebahnt. Hohe Kriegsknechte sind seine ersten Anhänger gewesen. Trotz mancher Hindernisse erlangte er in kurzer Zeit ein gewaltiges Herrschaftsgebiet, er wurde sogar salon- und hoffähig. Freudige Aufnahme fanden Knafter und Pfeife in den Kreisen der studirenden Jugend; wer sich hier einmal ihnen ergeben hatte, wurde ein treuer Verehrer für Lebenszeit und warb in neuen Lebensstellungen neue Gläubige. Lauten Wiederhall fand dieses trauliche Verhältnis zum Tabak in einer Unzahl von Liedern, die zum Preise des fremden Krautes in deutscher Zunge erklingen sind. „Es giebt eine Zeit in unsrer schönen Litteratur — sagt Hoffmann von Fallersleben —, etwa von 1690 bis 1730, in der jedes Blatt nach Tabak riecht.“ Es ließe sich eine stattliche Hymnologie des Knaster's zusammenstellen, wenn nicht die Zwecklosigkeit des Unternehmens von vornherein klar wäre. Denn diese gereimten Ergüsse leidenschaftlichen Dankes sind meist wertlose Spreu; je wortreicher, um so gedankenärmer. Welch hohen Flug die vom Tabakqualm umnebelte Phantasie begeisterter Sänger nahm, lehrt Johann Rauchwohls „Sinnreiches Lob des Tabaks.“ Der Dichter brachte es fertig, das fremde Kraut in 101 sechszeiligen Strophen zu besingen. Gegen diese erstaunliche Leistung erscheint selbst Joh. Chr. Günthers viel gesungenes, langatmiges und langweiliges Knasterlied wie ein Zwerg. Der meisten Achtung erfreute sich „des Herrn von Canibens unvergleichliches Tabaklied“ und galt zugleich als Beweis, „was das Tabakrauchen auch im Christentum für erbauliche Gedanken verursachen könne, indem es uns ein deutliches Bild von der Flüchtigkeit aller Dinge zeigt.“

Aber der Kultus des Knaster's und der Pfeife konnte auf die Gestaltung des geselligen Lebens nur eine einseitige Wirkung ausüben. Er blieb wesentlich auf die Männerwelt beschränkt und rief hier neue Formen gemeinsamer Zusammenkünfte ins Leben. Nach des Tages Last und Mühe in die Tabagie, das Tabakskollegium, zu gehen,

Wo man mit den Krügen klopft  
Und die Pfeifen stopft,

um dabei über die großen und kleinen Fragen der Zeit zu kennegeißern, galt vielen bald als unveräußerliches Menschenrecht und als unerläßliche Pflicht des Staatsbürgers. In dem Qualm und Brodem der Tabakstube umwehte den leidenschaftlichen Raucher die wahre Lebensluft. Im Hause verlangte die Rücksicht auf die Sauberkeit der Zimmer und damit auch auf die Erhaltung des ehelichen Friedens weise Beschränkung. Selbstverständlich verschlossen sich dem Knaster die Räume, die der Pflege der höhern Geselligkeit, des artigen und gefälligen Verkehrs beider Geschlechter geweiht waren. Der Beigeschmack des Derben und Kräftigen, der von der Pfeife unzertrennlich war, vertrug sich nicht mit den Forderungen der Zierlichkeit und Galanterie, die für die Formen des geselligen Lebens bestimmend waren.

Aber auch hier — und das ist für das Leben der Gesellschaft im achtzehnten Jahrhundert bezeichnend — gewann der Tabak in anderer Bereitung und geeigneterer Hülle bald Bedeutung. Dankbar hebt einer der Tabaksfänger die Doppelnatur des gefeierten Krautes hervor:

Zu wenig wärst du zum Ergözen  
In einerley Gestalt, im Dampfe nur bereit,  
Du bist gedoppelt mehr zu schätzen,  
Da uns zugleich dein Staub, dein edler Staub erfreut.

Die Mißstände des Knasters vermied der rauchfreie Tabak, der Kapee. In ihm war glücklich die Form gefunden, die dem Tabak einen neuen Wirkungsbereich erschloß. Die Schranken fielen, er hielt seinen Einzug in die zierliche Gesellschaftswelt des Rokoko. Neben die schlichte Thonpfeife tritt nun das gefällige und anspruchsvollere Döschen. Das Beispiel der tonangebenden höchsten Kreise, in denen sich die neue Mode rasch zur Kunst verfeinerte, zwang zur Nachahmung und umgab das Döschen mit der Gloriole des Artigen und Galanten. Eine Schar fröhlicher Lieder umtändelte bald den gefeierten Liebling der Mode; für die Belustigungen des Verstandes und Witzes geistreichelnder Dichter bot sich hier ein dankbarer Stoff. So erlangte das Döschen in kurzer Zeit das Bürgerrecht in der Gesellschaft und genoß besonders in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts große Verehrung; in der Beziehung der Geschlechter zu einander spielt es eine vertrauliche Mittlerrolle. Was der Knasterqualm trennte, führte das Präschen wieder zusammen. Selbst die artige Schöne verschmähte es nicht, sich mit dem Döschen zu waffnen und so die siegreichen Reize ihrer Toilettenkünste noch zu erhöhen. In den Briefen der geistvollen Elisabeth Charlotte von Orleans — bekanntlich einer der ergiebigsten Quellen für die Erkenntnis der Kulturzustände am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts — läßt sich das epidemische Auftreten der neuen Mode in den Kreisen der französischen Aristokratie anschaulich verfolgen. Die Briefstellerin ist von der Neuerung sehr wenig erbaut, besonders beleidigt es ihr weibliches Gefühl, daß die vornehme Damenwelt der neuen Unsitte so eifrig

huldigte. Ihrer sittlichen Entrüstung leiht sie ihren Vertrauten gegenüber in ihrer verben, herzerfrischenden Art köstlichen Ausdruck: „Ich kan nicht leyden, daß die Weiber taback Nehmen — schreibt sie 1701 an ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover. Es ist aber nichts gemeiner jetzt, mad<sup>e</sup> d'orleans und mad<sup>e</sup> la Duchesse Nehmen Tabac, daß es abscheulich ist.“ Noch kräftiger äußert sich ihr Unwille 1713 in einem Briefe an ihre Halbschwester, die Kaugräfin Luise von der Pfalz. „Es ist eine abscheuliche sache mit dem tabac, ich hoffe, daß Ihr keinen nehmt, liebe Luise! Es ärgert mich recht, wen ich hier alle weibsleutte mitt den schmutzigen nafen, als wen sie in dreck mit verlaub, gerieben hätten, daher kommen undt die finger in alle der Männer ihre tabactiere stecken sehe, dan muß ich gleich speyen, so eckelt es mir.“ Aber ihre Klagen konnten den Siegeslauf der Schnupftabaksdose nicht aufhalten. In Frankreich, England und Deutschland wird sie rasch heimisch und spielt in einzelnen Gesellschaftskreisen bald eine wichtige Rolle. Wenn auch das Vorbild Frankreichs für ihre rasche Verbreitung den Ausschlag gab, so fand doch die zierliche Behausung des Schnupftabaks nicht als Tabatiere ihren Weg durch die galante Welt, sondern erfreute sich heimischer Bezeichnung. Als snuff-box ist sie von den Engländern gefeiert worden, als Dose, noch mehr in der traulichen und ihrem Wesen angemessenen Koseform „Döschen“ wurde sie deutschen Herzen teuer. Adelong wollte freilich dem Worte den Hauch des Heimischen nehmen und es aus dem französischen dose, das gar nicht die Bedeutung des deutschen Wortes hat, herleiten. Das Grimmsche Wörterbuch wahrt dem Döschen die deutsche Abkunft. Wie weit sich in Deutschland die Herrschaft des Schnupftabaks erstreckte, zeigt die Angabe des großen Universallexikons unter dem Worte: „Schnupftabak.“ „Heutzutage — heißt es hier — wird er aus Gewohnheit von jedermann, sogar von Weibern genommen, und eine zierliche Tabaksdose unter die zu einer galanten Kleidung gehörigen Stücke gerechnet.“

Die begeistertste Aufnahme und die sorgfältigste Pflege fand der Dosenkultus in den Kreisen der Stutzer, Pflastertreter, Chapeaus, und wie die lange Ahnenreihe unsrer Dandies, Schnipel, Gigerl heißt. Die Stellung, die der Stutzer in der galanten Welt des achtzehnten Jahrhunderts einnimmt, ist bezeichnend für „den zwar schwachen, aber wegen seiner Unschuld und Kindlichkeit liebenswürdigen Zustand des damaligen geselligen Lebens und Wesens,“ wie ihn Goethe geschildert hat. Zu keiner Zeit ist wohl seinem im Grunde genommen harmlosen und bei aller proteischen Wandelbarkeit der äußern Bekleidung in den Wesenseigenheiten sich fast immer gleichen Dasein eine so eingehende Aufmerksamkeit gewidmet worden, nie ist er in dem Grade das Merkziel der Betrachter gewesen, wie in der Litteratur dieser Zeit.

Der deutsche Stutzer wird zu oft  
Vom Satyr aufgeführt,

läßt Zachariä die Göttin der Poesie den deutschen Dichtern zurufen. Er ist der gemüthliche Gegenstand der tändelnden und scherzenden Poesie, das Stichblatt der Satire, der Zielpfehl breitester, aber immer vergeblich gespendeter moralischer Belehrung. Zu den untrennbaren Attributen seiner stets zierlichen, von allen Modethorheiten sklavisch abhängigen äußern Erscheinung aber gehört auch das Tabaksdöschen. In der Hervorhebung dieses wichtigen Stückes seiner Ausstattung begegnen sich alle, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, in liebevoller Schilderung auch die kleinsten Züge seines nichtigen Daseins zu verewigen. Das Wohlgefallen des modernen Rauchers, der sein mit unablässigem Fleiße gebräuntes Meeresschaumpfeischen stolz zur Schau trägt, kann sich nicht mit der selbstgefälligen Bewunderung messen, mit der die Augen des Stuzers an seinem Kleinode hafteten. Es gehörte wie das dauernd in Achtung gebliebene Renommirstückchen zu den Prunkstücken, die artig zur Schau getragen wurden und zugleich den müßigen Händen eine würdige Beschäftigung gaben. Auf geschmackvolle Form und liebevolle Ausstattung wurde, wie leicht erklärlich, besonderer Wert gelegt. Die dekorative Kleinkunst, „der eigentliche Träger des Kokostils,“ fand in der mannichfaltigen Gestaltung dieses niedlichen und zierlichen Stückes eine dankbare Aufgabe. Zahlreiche Schöpfungen legen davon Zeugnis ab und zeigen, wie auch auf diesem Gebiete — herbeigeführt durch das veränderte gesellschaftliche Ansehen der Pife — eine Ernüchterung und Vergrößerung des Formensinnes eingetreten ist. Während heute die Dose in den Kreisen der jüngern Männerwelt das Licht der Öffentlichkeit scheuen muß und sich nur verstohlen ans Tageslicht wagen kann, in den Händen eines um die Huld der Geliebten werbenden Jünglings aber vollends ein Greuel ist, verstattete ihr die Gunst des achtzehnten Jahrhunderts das Recht, sich offen im Glanze des Tages zu zeigen. „Von elf bis zwölf geht er auf der Gasse spazieren — heißt es in Picanders Lustspiel »Der akademische Schlendrian« von einem Stuzer — und hat bald das seidene Schnupftuch, bald die silberne Tabaksdose in Händen. Alle Leute, die ihn ansehen, sind seiner Meinung nach in ihn verliebt.“ Diese Stelle zeigt, wie auch die akademische Jugend, in deren Reihen nach wie vor Knaster und Pfeife die erste Stellung behaupteten, von der modischen Form des Tabaksgenusses angekränfelt wurde. Das Döschen wird hier geradezu das Schiboletth artiger und galanter Bildung. Wer sich „die blumenvolle Bahn des sanften Musenlebens“ erwählte, bekannte sich zu ihm, „Knaster ist mein Element“ sang der echte Bursche. In der Schilderung des Jenaer Kaufboldes und des Leipziger Salonhelden hebt Zachariäs Dichtung „Der Renommist“ diesen Gegensatz hervor. Die Mode erscheint dem nach wüstem Gelage auf die Streu gestreckten „Stürmer von der Saale“ im Traume und beschwört ihn, ihrer Macht sich zu beugen und sein Wesen zu wandeln:

Verabscheu von nun an die ungezogenen Händel,  
 Sprich zierlich und galant und rieche nach Lavendel,  
 Vergiß den Rauchtoback, der hier noch schmauchend glimmt,  
 Und nimm davor Kappes, wie ihn der Stuzer nimmt.  
 Dann will ich festlich dich zum Petitmaitre schlagen,  
 Du sollst ein neuer Held dich vor die Schöne wagen.

Dieses galante Heldentum erlebte freilich auch Zeiten, wo es unter dem Drucke der Verhältnisse brüchig wurde. Unter den Besitzstücken, von denen in den Zeiten finanzieller Trübsal der Bruder Studio sein Herz trennen mußte, um sie als Pfand in die Hände herzloser Manichäer wandern zu lassen, spielt auch die Dose eine Rolle.

Uhr und Dose müssen fort,  
 Auch zur Not die silbern Schnallen,  
 Warum wär' an diesem Ort  
 Denn ein solcher Schnee gefallen?

ruft der beim Anblick des ersten Schnees zur fröhlichen Schlittensfahrt um jeden Preis entschlossene Musensohn. So erhöhte das Döschen nicht nur das gesellschaftliche Ansehen seines Besitzers, sondern gewährte ihm auch als schätzbares Wertstück bei notwendig gewordenen Finanzoperationen Kreditfähigkeit. Natürlich lag diese nüchterne Verwertung weit ab von seiner ursprünglichen Bestimmung und bildete nur die traurige Ausnahme in einem von gesellschaftlichem Glanze umstrahlten Dasein. In einer Welt des Scheines und Glitters Beziehungen anzubahnen, den Austausch höflicher Aufmerksamkeiten zu fördern, wohl gar den Dolmetscher zarter Empfindungen zu spielen, war sein eigentlicher Beruf. Zunächst trug das gewählte, gefällige Aussehen des Döschens dieser Aufgabe Rechnung. Den Hauptanziehungs- und Anknüpfungspunkt bildete der Deckel der Dose, auf dessen künstlerischen Schmuck besondrer Wert gelegt wurde. Gottscheds „Vernünftige Tadelrinnen“ ereifern sich über einen Stuzer, der selbst in der Kirche das Kokettiren mit seinem Döschen nicht lassen kann. „Wenn er nichts zu thun hatte, so nahm er seine Tabaksdose und machte sie so weit auf, daß man von ferne die verliebte Abschilderung, welche auf dem Deckel derselben gemalt war, erkennen konnte.“ Die hier angedeutete Ausschmückung des Deckels mit einer eingelegten Miniaturmalerei, dem sogenannten „Dosenstück“, erfreute sich besondrer Gunst. Gern wählte man als solches das zierliche Bildnis einer weiblichen Schönheit. Bei den einen waren es frei erfundene Schöpfungen. Glücklichere trugen die Züge eines wirklichen Wesens als Zeichen erlangter Frauenhuld. Einer dieser vom Schicksal begünstigten feiert deshalb den Schnupftabak:

Drum schließt mit reizendem Gepränge  
 Dich meiner Schönen Bildnis ein  
 Und läßt in einer güldnen Enge  
 Mir zum Gebrauch dich kräftig sein.

So oft ich dich mit Lust empfinde,  
 Gedenk ich ihrer auch dabei  
 Mit Wunsch, daß ist dem holden Kinde  
 Dies süße Prieschen dienstbar sei.

Daß eine Braut ihrem Erkornen ein Tabaksdöschen mit ihrem Porträt geschmückt als Angebinde verehrt, ist nicht befremdlich. In der Regel ist das Dosenstück ein Brustbild. Da bei diesen Darstellungen der Künstler nicht unterlassen durfte, die weibliche Anmut und Zierlichkeit wirkungsvoll hervorzuheben, so erklärt es sich leicht, daß die Bezeichnungen „Dosenstück,“ „Dosen-gesichtchen“ in dem Phrasenschatz des Galant'homme mit zum eisernen Inventar gehörten. „Ist es ein schönes und wohlgestaltetes Frauenzimmer — so rät die Galante Ethica von Joh. Chr. Barth (1720) —, so kann ich ihre wundernswürdige Schönheit und wohl proportionirte Taille rausstreichen.“ Das „Dosenstück“ that hierbei Wunder. Es war eine artige Schmeichelei, die der Stuzer in den Schwall seiner Komplimente einfügte. „Sie haben eine recht allerliebste Frau,“ sagt in dem Gellertschen Lustspiele »Das Los in der Lotterie« ein feichter Schwäger zu einem Chemann. „Wenn ihr Gesicht gleich nicht mehr so gar schön ist, so verdient es doch ein Dosenstück abzugeben.“

War aber schon die äußere Erscheinung des Döschens dazu angethan, ein günstiges Vorurteil bei der galanten Welt zu erwecken, so war dies selten das Verdienst des Trägers; die geschickte Handhabung war erst seine persönliche That, sie mußte ihn als den Meister gesellschaftlicher Kunst erweisen. Der „barbarische Gebrauch der Indianer, die Blätter des narkotischen Giftkrautes in gepulvertem Zustande in die Nase zu stopfen,“ wie ihn Viktor Hehn in seinem vielgenannten Werke „Kulturpflanzen und Haustiere“ gebrandmarkt hat, mußte sich einem gründlichen europäischen Veredlungsprozesse unterwerfen. Der Rappee schuf für seinen Kultus besondere galante Formen, deren Beachtung den Eingeweihten von dem profanen Schnupfer unterschied.

Er zeigt des Stuzers Artigkeiten,  
 Der mit geschickter Hand ihn giebet oder nimmt,

rühmt einer seiner Verehrer. In dem Bilde des vollendeten Gesellschaftsmenschen darf dieser Zug nicht fehlen. Die Zionswächter guter, bürgerlicher Sitte, die moralischen Wochenschriften der Zeit, lassen sich in der erschöpfenden Schilderung des Stuzers diesen Vorwurf nicht entgehen. Der „Hamburger Patriot,“ der mit Gottscheds „Vernünftigen Tadelrinnen“ im dritten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts die Gunst eines ausgebreiteten bürgerlichen Lesekreises theilte, wendet den beliebten Kunstgriff an und giebt einem Stuzer zur Selbstcharakteristik das Wort. Dieser bietet eine Reihe Schriften zum Drucke, die er verfaßt hat, um „Erudition galante zu cultiviren.“ Neben einer „Logique naturelle, von der Kunst zu reden, ohne was zu denken,“ einer „Methode de jurer

galamment, den jungen Offizieren sehr nützlich," erscheint auch: „L'Art de prendre du Tabac, mit Kupfern." Die Kunst, den Tabak zu nehmen und „mit guter Art zur Nase zu bringen," gewährte ihrem Meister manche Vorteile. Sie half über die Pausen des Gesprächs hinweg — wo die Gedanken fehlten, da stellte ein Präschen zur rechten Zeit sich ein —, sie erhöhte die Wirkung einer artigen Bemerkung, verstärkte den Eindruck eines galanten Witzes. Rabeners „Traum von den abgetriebenen Seelen" führt einen unglücklichen Stutzer im Jenseits vor. Bei seinem eiligen Scheiden von der süßen Gewohnheit des Daseins hat der Bejammernswerte seine Uhr, sein Stockband und seine Tabaksdose vergessen. „Drei Sachen — rief er —, in welchen meine ganze Lebhaftigkeit, mein ganzer Witz bestund. Was ist doch der Verstand eines Stutzers ohne diese Stücke? Wenn ich einen artigen Scherz machen will, so vermiss' ich mein Stockband und meine Einfälle auf einmal. Ich bin nicht imstande, das geringste Urtheil von Staats- und gelehrten Sachen, ja nicht einmal von einem Gedichte zu fällen, weil ich keine Prise Toback nehmen kann."

Ebenso wichtig wie die Kunst, den Tabak zu nehmen, war die artige Form, ihn andern darzubieten. Hier erst konnte sich der ganze Zauber des Döschens zeigen, seine Kraft, den Menschen zum Menschen zu gefallen, sich bewähren. Sein „complaisantes" Wesen, wie man es mit einem Lieblingsworte der Zeit bezeichnen kann, entsprach recht der Komplimentkunst des Jahrhunderts und macht es erklärlich, daß auch die gebildete Frauenwelt, „das Frauenzimmer," seinen Reizungen nicht widerstand.

Tabak, beliebte Kost der Nasen,  
Galanter Hände Zeitvertreib,  
Des Spötters Bohn mag immer rasen,  
Dich liebt und braucht manch artig Weib —

beginnt ein „Lob des Schnupftabaks" in den „Belustigungen des Verstandes und Witzes," die bekanntlich einen Sammelpfad der artigen und witzigen Einfälle der Leipziger Dichter bildeten. Man sieht, wie sich hier das Döschen als zierliches Spielzeug in den Dienst der weiblichen Koketterie stellt. Freilich bleibt auch die Thatsache nicht verschwiegen, daß für manches Gemüt diese Erscheinung ein ernstes Argerniß bildete. Jedenfalls darf man annehmen, daß sich diese Verwirrung des Geschmacks — wie jetzt das Urtheil lautet — in engen Grenzen hielt. Nur die galante Modedame, das Gegenstück des eingebildeten Stutzers, konnte an dieser Modethorheit ernstlich Gefallen finden. Nicht zufrieden mit den Künsten des Fächers, der im achtzehnten Jahrhundert sein klassisches Zeitalter erlebte, wußte die gefallsüchtige Schöne auch aus dem Döschen eine Waffe zu machen. Es schuf zwischen Stutzer und Modedame ein sinniges Einverständnis, in dem anmutigen Spiel und Gegenpiel tändelnder Galanterie feierte es seine schönsten Triumphe:

Grenzboten I 1891

Klimene nimmt mit frohen Blicken  
 Den edlen Staub bey andern wahr,  
 Und reicht uns oft von freien Stücken  
 Ihr nettes Döschen wieder dar.

Nicht nur als gesellschaftliches Zierstück, sondern als wahres Herzensbedürfnis seiner Trägerin wird das Döschen in einem Liede gefeiert, das sich in dem beliebtesten Hausgefangbuche des Jahrhunderts findet, in Sperontes „Singender Muse an der Pleiße.“ Mit warmem Eifer spricht hier ein artiges Mädchen zärtliche Empfindungen für ihren Liebling aus.

Mein Döschen ist mein Hauptvergnügen,  
 Mein größter Staat und Zeitvertreib —

beginnt der Hymnus. Der erste Blick der erwachten Schläferin ist auf das Kleinod gerichtet, sie trägt es stündlich bei sich und kann sich auch in Gesellschaft nicht davon trennen.

Ganz niedlich stehen zwar die Pfeiffen,  
 Die sonst das Mannsvolk braucht und hält;  
 Doch in mein Döschen nur zu greifen,  
 Geht über alles in der Welt.  
 Und dem nur ist mein Herz bestimmt,  
 Der auch zugleich mein Döschen nimmt.  
 Mit dem will ich zufrieden leben,  
 Dem will ich mich zu eigen weh'n;  
 Das Beispiel soll mein Döschen geben,  
 Ihm unverändert treu zu seyn.  
 Denn mich ergötzet Tag vor Tag  
 Mein Döschen voller Schnupftabak.

Als dieses Lied erklang, hatte der Ruhm des Döschens seinen Zenith erreicht. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, wo die Ideale des Rokoko neuen, mächtigen Einflüssen weichen, beginnt auch sein Ansehen mehr und mehr zu sinken. Es wird still von ihm im Dichterhain. Edlere und höhere Gedanken erregen den „tiefen Grund der Menschheit“ und lassen die Herzen rascher schlagen. „Stell' den vermaledeiten Kaffee ein und das Tobackschmupfen, so brauchst du deiner Töchter Gesicht nicht zu Markte zu tragen,“ herrscht der alte Musikus Müller seine Gehälft an, die im Nachtgewand ihren Morgenkaffee schlürft. Wie erscheint hier in den Händen der liederlichen Schlampe das einst so gefeierte Döschen all seines galanten Glanzes beraubt! „Verblichen ist sein Schimmer.“ Kraftgedanken, die nach des Dichters Worten sich oft an geringe Dinge knüpfen, kann der Rückblick auf seine Geschichte nicht erwecken. Daß es aber unter den Zieraten des Rokoko, dessen Wesen sich auch in seinem Kultus anschaulich darstellt, sein bescheidenes Plätzchen einnehmen darf, wird man ihm wohl zugestehen. Wird die neuerwachte Begeisterung für die reiche und zierliche Formenwelt des Rokoko auch unsern Schönen das verehrte Döschen wieder wert machen?